Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 7

Artikel: Ein Kind fährt in die Welt
Autor: Schürch, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635122

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Kind fährt in die Welt

Von ERNST SCHÜRCH

1. Die Geschichte vom verlornen Vater.

In der alten Welt, in der Godi jung war, gab es ein Gedicht „Des Bauernknaben Beschreibung der Stadt", worin die Rede war von einem hohen Turm, „und inwendig soll er noch höher sein". Das hätte Godi kaum geglaubt und nicht einmal gesagt. Aber vom eigenen Staunen ist ihm noch etwas geblieben. Denn auch er kam zum erstenmal in die Stadt als kleiner Knabe vom Land, und nicht einmal vom Dorf, wo die Jugend schon weltgeriebener und weniger verblüffbar ist als auf den Höfen nebenaus, und das brave alte Bern mit seinen 40 000 Einwohnern hat ihm einen Eindruck gemacht, den er gern mitteilt, wenn es möglich ist.

Aber ist es möglich? Nur, wenn sich der Leser in Godis Umwelt und zugleich in das eigene sechste Jahr zurück versetzt. Das ist ein Höhepunkt im Leben des Mannes; da ist der Geist offen für alle Erscheinungen und von einem Einverleibungstrieb, der sich später müdläuft und dem Bedürfnis nach Abwehr weicht, wenn sich die erste Jünglingszeit verschlossen und verdrossen innern Nöten zuwendet. Vorher aber geniessen alle Sinne, was die Welt zu bieten hat. Und so wurden Godis Eindrücke von Bern tief genug, um zu dauern.

Denn er kam aus einer ganz andern Art des Daseins. Erst später, erst an den eigenen Kindern lernte er, dass sein Jugendland reicher war, als das der Stadtgebornen. War doch so nahe und ringsum ein Keimen, Wachsen und Welken, Geburt und Tod, Segen und Unsegen von oben mit Wolkenformen und Wetterzeichen, die ein Kind deuten lernt, wenn sie dem Vater etwas bedeuten. Wenn er seine Söhne an einem Sonntag in den Wald führte, damit sie sich die Marksteine merkten, dann huschte manchmal etwas vorbei, oder ein schwerer Vogel fiel krachend in dürres Holz, oder es sass ein nicht ganz geheures Wesen mit Ohren und Radaugen auf einem Ast und blinzelte missbilligend, oder unter der Brücke, wo man nach Krebsen und Forellen griff, ohne viel anderes heimzubringen als feuchte Füsse, sah einer auf Sekunden eine scheckige Ratte. Und die Stimmen des Waldes, wenn es dunkelte! Wie atmete ein Kind den Odem der Natur und der Kreatur; wie vertraut und traulich wurde ihm das Tier!

Das Bauernkind wird früh ernst genommen, weil es von klein auf Ernstes zu tun bekommt; es weiss um was es heute geht und morgen gehen wird; denn es ist dabei, wenn der Bauer am Tisch die Befehle ausgibt, und es steht im Hilfsdienst der Grossen. Die Lichter und Schatten des Arbeitsjahres huschen auch über seine Seele; es gehört ja zur ungeteilten Familie, wo Hand in Hand und Wille in Wille greift. Mit dem Vater zusammenzuschaffen ist etwas anderes, als ihn von einer Arbeit, die das Kind nicht zu verstehen hat, müd nach Hause kommen zu sehen, wo er sein Essen und seine Ruhe verlangt. Arbeitsgemeinschaft im Bauernhof hemmt die Entfremdung zwischen den Generationen. Weil seine Leistung gebraucht und geschätzt wird, kann ein Knabe auch bald dazu kommen, etwas in den eigenen Sack zu arbeiten. Godi und seine Brüder verdienten ein bescheidenes Taschengeld durch Steineauflesen an den steilen Rainen; sie erwarben Kaninchen, später wohl auch ein Schaf und dann eine unvergessliche, neugierige Ziege. Und sie liebten diese Tiere; denn sie mussten für sie sorgen. So standen sie auf Kindesbeinen schon in jenem Ernst des Lebens, den andere ihren Kindern ängstlich fernhalten, um ihnen ein Dasein im blossen Spiel zu sichern. Die Grossen vergessen leicht, dass die Kleinen ernst genommen sein wollen und darob nicht mitleidig belächelt werden dürfen.

Natürlich werden Bauernbübchen ob der Wichtigkeit ihres Tuns so drollig, dass auch der stärkste Vater einmal herauslachen muss. Da sie mit schwerarbeitenden Männern zusammenleben, nehmen die Büblein auch ihren breiten und gewichtigen Schritt an, nicken bedachtsam, wenn sie beraten, halten die Hände auf den Rücken oder kauen an einem Strohhalm, was schweigen hilft, und wissen, wie man beim Kaninchen- oder Taubenhandel bedeutend spuckt: so wie der Metzger, wenn er eine Kuh heruntermacht. Mit Andersgewohnten wissen sie nicht viel anzustellen, tun vor Fremden bockig als richtige Bauerntotsche, die geistig offenbar etwas zurückgeblieben sind. Das ist dann die andere Seite der Fahrt in die Stadt — womit Godi einigermassen vorgestellt sein mag.

Ausfahrten gehörten zu den reinsten Freuden, und es waren ja wieder Freuden für gross und klein zusammen. Vater hatte eine ausbündig vornehme Chaise, ein Meisterstück als Bauwerk, von einem zünftigen Wagenmaler glänzend lackiert und mit feinen roten und grünen Linien verziert. Der Wagen hatte zwei langgestielte Laternen mit Kerzen zum Einstecken und dicken, geschliffenen Gläsern nach zwei Seiten. Das Innere des Wagens war herrlich ausgepolstert, mit Seitentaschen und einem ovalen Ausguck an der Hinterwand. Für weitere Fahrten dienlich war ein famos geschweifter Koffer, den man hinten aufschnallte, wo Eisenzacken das Aufsitzen unerwünschter Fahrgäste uneinladend gestalteten. Diese Chaisenkiste diente Godi als Versteck für seine ersten geheimen Schätze; auf seinen Fahrten in die Welt blieb sie verschwiegen daheim und hütete, was er halt nicht sagen will.

Es war ein grosser Augenblick, wenn einer zum erstenmal auf dem Vordersitz Platz nehmen durfte, auf dem zusammengefalteten Fussleder, mit dem Rücken gegen das Pferd. Die hintern Räder liefen dunkel schnurrend an Eisenachsen, die vordern schätterten auf den steinigen Strassen ein wenig. Dazu das tropfende Klopfen der Hufe und das silberne Klingeln des Rollgeschells am nickenden Pferdehals: wie oft ist Godi, wenn's heimwärts dunkelte, unter diesem Lied der Landstrasse eingenickt, wie oft trug man ihn schlafend zu Bett, während die Fahrt durch das Reich der Träume selig weitertrollte! Es gab aber auch Freuden, wenn man nicht mitfahren durfte. Vater pflegte etwa einen Dreizinken heimzukramen, oder ein Bärnpuderli — das war nur ein Weggli, aber aus Bern, und das gab ihm eine kostbare Kust. Zuweilen entschuldigte er sich: „I bi de nid uber Vielbringe gfahre."

Jetzt aber auf nach Bern! Die Schuhe von Mann und Ross sind gesalbt, das Halstüchlein festgeknüpft, Nastuch und Ermahnungen eingesackt; die braune Lise haut schon Funken aus den Pflastersteinen. Also hü i Gotts Name!

Bis ins nächste Dorf ist der Weg bekannt. Dort links nebenaus, in einem Stöckli, wohnte Grossvater und hatte ein Zweihänderschwert hinter der Haustür und einen Webstuhl im Keller. Weit öffnet sich nun die Welt, wird ebener, und dann kommt ein Dorf mit einem Kirchturm wie man sonst nicht hat (nämlich der heimische war anders), und es kommt sogar ein Schloss hoch oben. Godi fragt, was das nütze, was sie damit machen. Dann wird die Landstrasse lebendiger, es räblet von Fuhrwerken vorn und hinten, und man gerät zwischen zwei Zeilen hoher Bäume (was wächst daran? was kann man damit...?) Und mit einer Biegung kommt auf einmal die überwältigende Tatsache: Bern.

Ueber dem Bug der grünen Aare erhebt sich ein so dichtes Gezappel von Firsten und Fenstern, dass es einem fast den Atem stellt. Vater sagt, als er es zum erstenmal

sah, habe er gefragt, wem dieses Haus gehöre; er meinte, alles sei ein einziges Haus; es wäre doch unerhört, wenn einer kommen und an unser Haus ein fremdes anbauen würde — geht denn das? Und grad so kommt Bern auch unserem Godi vor, und der stumpfe Knauf des Münsterturms, so scheint ihm, ist jedenfalls das Gesamtkamin.

Am Bärengraben schnuppert und schnarcht das Ross und tanzt mit verdrehten Augen seitwärts. Die grosse Nydeggbrücke — die neue, sagt man — ist mit nichts zu vergleichen. Die Auffahrt in die Gerechtigkeitsgasse schüchtert Godi ein. Ein Bach mitten in der Strasse, daran breite Brunnentröge mit den Stöcken so dumm mitten drin, wo man Mühe hat, an die Röhren heranzukommen, und Toggel drauf: was tragen die ab, was machen sie damit (so fragt ein kleiner Bauernbub nach dem Sinn der Dinge). Nur schön sollen sie sein? Sobald das Pferd an seiner Krippe steht, das aufgeknüpfte Leitseil auf dem Rücken, und die Chaise mit hochgestellten Landen unter Dach geschoben ist, nimmt Vater sein Büblein an die Hand: so, jetzt wollen wir Bern anschauen.

Erst vergnüglich, dann bedrückend sind die Lauben. Endlich bringt es Godi heraus: „I ma nid gäng düre Schopf loufe." Beim Kindlifresser ermannt er sich zu einem eigenen Urteil: „Dasch ömu afe nid schön." Der Zytglogge, ja, das ist anderlei, und wenn Godi von all den Tauben nichts in den Mund bekommen hat, dann nicht, weil er geschlossen war. Und dann das Münster...

Auf einmal lässt Vater des Bübleins Hand fahren, richtet sich hoch auf, ruft, die Hand an der Stirn: „Herr Kommandant!" Ein kleiner vornehmer Herr ist herbeigetrippelt, mit weissen Haaren, breiter seidener Halsbinde, engem langem Rock, unter dem Arm trägt er ein schwarzes Spazierstöcklein mit Silberknopf. Er schaut fragend an der bäumigen Gestalt hinauf: „Ah, parbleu, das isch ja my Flügelma!" Und dann wird vom Militär geredet und Godi kommt sich entlassen vor.

Was tut in einem solchen Fall ein Landbub auf dem Münsterplatz zu Bern? Godi fragt weder sich, noch andere, sondern klettert einstweilen reihum auf die vier Bären, die das Erlachdenkmal hüten, und sieht sich von dort aus die Welt im allgemeinen und Bern im besondern in den verschiedenen Himmelsrichtungen an. Erste Enttäuschung: bei der Besteigung und nachher beim Beinebaumeln tönen die so wichtig und wuchtig dasitzenden Wappentiere fast wie Blech. Das scheint doch irgendwie windig, Betrug; innen nix! Godi hätte sie massiv bestellt. Vom Erlach selbst sieht er hauptsächlich den Rossbauch. Ueber das Jüngste Gericht am Münster zieht er vor, sich keine Gedanken zu machen; was es abtrage, sagt ihm doch niemand. Er schaut sich um. Es sind viele Leute da. Sogar solche, die ihn auch anschauen, und ein paar Buben, die etwas schreien, was er nicht versteht. Die Leute hier sind reich; denn sie tragen gewichste Lederschuhe und herrschelige Kleider, wie Pfarrer. Die meisten Männer haben Krawatten. Die werden wohl nicht arbeiten. Das Weibervolk ist wahrscheinlich faul: es fehlt an Maienzeug, und aller Boden ist eine einzige Bsetzi bis zu den Haustüren, ohne Garten. Fast alle Menschen scheinen nur so herumzulaufen, ohne Werkzeug und nichts!

So sieht Godi von einem höhern Standpunkt aus zum erstenmal das Stadtvolk an und würde sich höchlich, wenn auch nicht besonders glücklich verwundern, wenn ihm jemand sagte, dass er selber auch einmal dazu gehören werde. Er hat später erfahren, dass andere Bauernbuben noch kritischer sind. Einer fragte ihn: „Onkel, wieviele Kühe hast du in Bern?" Als er zögernd gestand: gar keine, bemerkte der Frager halb mitleidig, halb geringschätzig: „Bist du denn soo arm?" Da hat man's nun und kann seinen Vers darauf machen, sogar einen lateinischen. Denn pecunia, das Geld, kommt doch von pecus, dem Vieh. Man ist nur ein bisschen weit davon abgekommen.

Also Godis erste Meinung vom Stadtvolk wisst ihr nun; was aber umgekehrt die Leute von dem kleinen Landschlingel denken, der sich auf ihrem Denkmal krautig macht und jeden, der vorbeigeht, rückhaltlos beglotzt, das ist ihm so gleichgültig, dass es ihm bis zur Stunde nie eingefallen ist, danach zu fragen. Hauptsache ist, dass ihn keiner herunterholt.

Die Inspektion des Münsterplatzes, seiner Anwohner und Passanten fängt an, Godi zu genügen. Er dreht sich und rutscht hinunter, schwingt noch ein wenig an den hangenden Ketten und schaut sich dann mit der Zeit nach dem Vater um. Plötzlich hebt er an zu brüllen. Er hat seither auf dem Münsterplatz Reden gehalten, aber so nach allen Kanten hat er dessen Akustik nie mehr ausprobiert wie das erstemal. Leute laufen herbei, fragen, trösten. Wer ihm aber nahekommt, dem brüllt Godi ins Gesicht, dass er zurückfährt: „Der Vater ist verloren!" Es gibt einen Zusammenlauf, der den Kleinen erbittert; er stösst um sich, wenn jemand seinen Namen wissen will, und tobt sich einen Weg frei durch die Menge der unnütz Bedauernden. Irgendwie muss er hinaus aus dieser steinernen Gefangenschaft des Münsterplatzes, und so brüllt er sich eine Furche durch das Volk des Wochenmarktes die Kesslergasse hinauf, Lärm vor sich herstossend und Mitleid nachschleppend.

Recht bald kommt langen Schrittes Vater daher. „Gottlob, da bist! Ich habe dich überall gesucht und wollte grad zur Polizei, um dich anzugeben. (Godi heult auf: auch das noch!) Hast du kein Nastüchlein? (Wohl, aber es ist drum zusammengelegt.) So, putz ab, musst nicht mehr Angst haben. Ich meinte, du kommest uns nach. Der Herr Kommandant hat mich versäumt. So, jetzt wollen wir etwas nehmen und dann denk langsam heimzu." Es gibt Väter, die ihren Bub in solchen Fällen kläpfen.

Vater hat noch etwas in Ordnung zu bringen und lässt Godi das Einspannen überwachen. Die Lise schnaubt und schüttelt den Kopf; sie scheint mit ihrem Imi noch nicht ganz fertig zu sein. Noch ein Bürstenstrich über Stirnhaar und Ohren; dann wird sie an den Wagen gestellt, Lande um Lande heruntergeholt, und Godi schaut scharf zu, ob der Stallknecht die Halten festmacht, wie sich's gehört, einmal durch die Oese, einmal sonst um die Lande, dann eingeschnallt und durchgeschlauft. „Braves Ross", sagt der Mann. „Und hübsches Geschirr." — O ja, denkt Godi, und sagt: „Brustblatt, Bündnergschirr. Und neusilberne Beschläge." Und denkt wieder: Wir sind drum auch Leute! — Stallknechte, beschliesst Godi in seinem Herzen, sind die Leute in der Stadt, mit denen man reden kann. — Erfahrene, gesetzte Männer sind sie, sehen viel Volk und hören was landein landaus durch der Leute Mäuler fährt. Ihnen vertraut man Ross und Wagen an. Sie sind so wichtig und gewichtig, wie der Wirt selbst. Das ist wahr.

Nachdem der verlorne Vater gefunden war, hatte Godi genug Bern. Mühsam legten sich die aufgepeitschten Wellen des Gemütes; aber infolge des Fachgespräches mit dem Stallknecht, der ihn nicht als Grännibub behandelte, bestieg er die Chaise in leidlicher Fassung und liess sich dann stumm heimführen, in der Seele etwas, das auch der brave Gaul empfand, der bald scharf ausgriff: Stalldrang.

2. Jemand rettet Godi das Leben.

Ein andermal durfte Godi mit Mutter nach Bern reisen. Sie wollte eine Tante im Altenberg besuchen; von dort ging's natürlich zusammen den Klösterlistutz hinauf zum Bärengraben, und später wandelten die beiden Frauen der neuen Nydeggbrücke zu. Mutter zeigte Godi die Zollhäuschen, wo damals, als sie ein Kind war, ihre Marziligrossmutter für sie den Bernbatzen entrichtete. Jetzt konnte man taxfrei hindurchspazieren, und das taten denn auch die beiden Frauen mit Inbrunst, eine Küchlistube im Sinn und das Herz auf der Zunge. Wurde nicht eben gesagt:

sie wandelten! Sie schwangen im Takt die langen, weiten Faltenröcke und redeten, wie Frauen reden, die sich gut mögen: sie redeten miteinander, während es bei Männern Rede und Gegenrede gibt, mit Pausen dazwischen, wie beim Schwingen, und Zug um Zug. Und so traulich und fortgesetzt redete die eine und gleichzeitig die andere, und was sie redeten, ging Godi so sehr nichts an, dass er richtig wieder ein wenig überflüssig wurde.

Nun muss man wissen: er stand im Alter, wo das Pfeifen beginnt und fleissig geübt sein will; es ist für das Ansehen unter kleinem Volk noch wichtiger als das Spucken. Er hat fürs erste die Brückenlänge zur Verfügung. Und da er zum Pfeifen ganz gut auch die Welt betrachten kann, aber noch zu kurz ist, um über das Geländer zu gucken, so klettert er auf die Mauer, versorgt die Hände dort, wo ein Bub alles hinsteckt, was er gerade nicht braucht, in den Hosensäcken (der Störschneider hatte sie auf Wunsch so abgründig gemacht, dass Godi mit gestreckten Armen bis zu den Ellbogen darin untertauchen kann) und so spaziert er nun zu eigener Marschmusik einfach und glücklich stadtwärts, vorsichtigerweise immerhin in einem achtungsvollen Abstand von Mutter. Sie reden miteinander, und er fühlte sich unbeschattet.

Da schickt ihm das Schicksal, das ja davon seinen Namen hat, einen Würgengel auf den Leib. Ein elend langer, magerer Mann mit weissem Bart, engem langem Rock flattert mit fliegenden Schössen vom Obstberg herunter, entsetzlich lange Arme streckt er aus und mit himmelschreiender Stimme schreit er von weitem: „Eh du dummer Bub, was machst da oben? Schau doch hinunter, du Göhli, du fällst gewiss noch zutod." Nun schaut Godi hinunter und lässt sich von der schrecklichen Angst des langen alten Herrn auch richtig packen; es beginnt sich ihm etwas zu drehen, noch ehe der Warner ihn erkrallen kann. Dass der dann den Kleinen schüttelt und ihn mit einer Ansprache traktiert, als ob er wenigstens eine Seminarklasse wäre, das hat nichts zu sagen; denn es geht vorbei. Geblieben aber ist dem Sünder bis gegen die Maturität hin ein immer wiederkehrender Angsttraum: er fiel von der neuen Nydeggbrücke in einen purpurnen Abgrund und sah zwei schreckverzerrte Augen über sich. Erst als er eine Bude mit Dachschräge über dem Bett bezog und daran beim träumenden Auffahren seinen Schädel anzuschlagen pflegte, hörte diese Nachtplage auf. Etwas anderes hat er nie ganz überwunden: seit seiner Lebensrettung auf der Nydeggbrücke überfiel ihn in den hohen Kirschbäumen, die es damals noch gab, und befällt ihn auch in den Bergen zuweilen der Schwindel. Mit festem Willen und Geduld geht's jeweilen vorbei.

Es war, nüchtern betrachtet, und jeder von euch kann sich selber überzeugen, gar nicht so gefährlich gewesen auf jener Mauer; nur sollte man einen, den man in Gefahr glaubt, zu fallen, nicht aus der Ferne erschrecken. Und auch nicht ganz vergessen, dass ein gesunder Landbub sich etwas gestatten kann, was einem alten Pfarrer vielleicht weniger zu raten wäre.

Der Schreck muss Godi wirklich erschüttert haben. Klar und scharf blieb ihm alles in Erinnerung, besonders die stadtwärts pendelnden Frauenkittel und das Heransausen des Würgengels; aber von da an trübt sich der Film. Nach dunklem Besinnen hat er wohl die beiden Frauen ohne Schaden vor der Küchliwirtschaft eingeholt und sie mit einem Bericht über das Erlebte gefühlvoll verschont, hat vielleicht gar eine Anerkennung für sein ungewohnt stilles Betragen geerntet.

Die Pfeifausbildung hatte leider einen Knacks gekriegt. Die Oberstufe, das Pfeifen durch die Finger, hat Godi nie erreicht, wie denn überhaupt die andern meistens pfiffiger waren. Vielleicht, wer weiss, wenn ihm auf der Nydeggbrücke zu Bern niemand das Leben gerettet hätte ... Aber auch vor Rettern ist man ja hienieden nie sicher.

3. Blitz und Donner, oder die Fahrt in die Fremde.

Es kamen Jahre üblichen Wachsens und Wartens auf das, was kommen sollte. Was sollte aus Godi werden? Vater meinte: „Bauern könnt ihr nicht alle sein. Ich selber hätte studiert, weil es der Pfarrer so wollte; aber als einziger Sohn musste ich für meine Mutter sorgen." Godi war nun nicht der Jüngste mit dem Vorrecht auf den ungeteilten väterlichen Hof, und auch nicht der geeignetste, wollte aber sowenig wie die andern fortgeschickt werden. Das hatte übrigens noch Zeit, und in dieser Zeit gab es Fahrten, von denen ihm eine im Gedächtnis blieb, weil sie ihn die Kraft der Verzweiflung kennen lehrte. Der Gaul brannte durch und sauste durch Moorland einem Kanal zu. Vater hatte ein Unglück vor Augen und wollte den neben ihm sitzenden Godi auf den weichen Moosboden hinauswerfen, brachte es aber mit einer Hand nicht zustande — die andere hielt das Leitseil — der Junge klammerte sich zu fest an seinen Arm. Im letzten Augenblick nahm ihnen die Vorsehung ein Rad ab. Die Achse fuhr krachend in die Erde und das verrückte Tier musste wohl oder übel halten. Vater wollte dann das Pferd dem Händler zurückbringen. Es war ein ganz junges, dunkelbraun geblumtes Rösslein in den ersten Eisen, und es lief mit gestellten Ohren so strecks und strässig landaus, dass er unterwegs reuig wurde und umkehrte. Diese dunkelbraune Stute, von der die Kinder sprechen und die Kindeskinder und Urenkel hören bis auf diesen Tag, wurde der Stolz der Familie. Ein berühmtes Ross, so berühmt, dass ihm die höchste Ehre zuteil wurde, die auf Erden einem Bauerngaul winken konnte: ein Langnauer Käsehändler wollte sie als Chaisenpferd haben. Und er kriegte natürlich, was er begehrte, nachdem er ein paarmal nachgeboten hatte. Er holte das Rösslein unter Weherufen des ganzen Stammes, und nachhaltiges Schmollen der Söhne versalzte dem Vater ein wenig das gute Geschäft.

(Fortsetzung folgt)

Von der Höflichkeit und dem Anständigsein

Sehr geehrter Herr Peter Moralius!

Zwar beissen Sie ja nicht so und da böte sich auch gleich ein Anknüpfungspunkt, um über den Anstand zu sprechen; denn Anonymes... ? Nun, ich brauche wohl nicht deutlicher zu werden!

Aber deswegen schreibe ich Ihnen nicht. Vielmehr wollte ich Ihnen sagen, dass ich eigentlich ganz einig gehe mit dem, was Sie in Nummer 4 der „Berner Woche" gebracht haben. Nur scheint mir, das Thema sei noch lange nicht erschöpft. Vor allem aber haben Sie unterlassen, auch ein wenig den Ursachen nachzugehen, die zwar wohl nicht allein, aber doch zum Teil verantwortlich sein dürften für die wirklich oft erschreckende Unhöflichkeit vieler unserer lieben Mitbürger und — Mitbürgerinnen. Was mir immer und immer wieder besonders auffällt, ist das unanständige Benehmen der Kinder. Wie sollen wir da erwarten, dass sie als Erwachsene etwas ausüben und spüren, was sie nicht in der Jugend gelernt haben?

Da kommt z. B. gerade dieser Tage so ein Dreikäsehoch daher — ich bin sicher, dass er kaum zur Schule geht — und wirft mir ganz unvermittelt einen Schneeball ins Gesicht. Dabei sah ich den Lausejungen zum erstenmal in meinem Leben. Dazu lacht er laut auf und als ich ihn wohl nicht so ganz freundlich anblicke, reisst er aus.

Vorgestern war ich bei einem Bekannten zum Nachtessen eingeladen. Seine beiden Kinder, ein Junge von etwa zehn und ein Mädchen von vielleicht acht Jahren sassen mit am Tisch. Es gab einen Braten, Kartoffeln und Gemüse.